

des Schulgebets und des schönen deutsch-Christlichen Chor-
gesangs! So sehr wir wissen, daß über die Ausführung
der Einzelheiten noch manches zu beraten ist, sollten wir
Christliche Eltern diese Richtlinien des Besetzungswurfs nicht
freudig begrüßen?

Dabei versteht sich von selbst, was wir um vieler Mit-
verständnisse willen immer wieder betont haben, was auch
in dem Besetzungswurf erneut zum Ausdruck kommt: Auch
die Besetzungsschule (der Ausdruck ist von ihren Gegnern
geprägt, um vor ihr gruselig zu machen!) ist keine „Kirchen-
schule“, sondern eine Staatschule! Die Christliche, in Son-
derheit die evangelische Bevölkerung Sachsens, hat dieselbe
bis zur Revolution gehabt. Die Einheit des Staates und
der Nation ist dadurch nicht im mindesten gefährdet gewesen.
Im Gegenteil! Darum muß diese im großen und ganzen
bewährte Schule auch in Sachsen wieder erkämpft werden.
Jedes Vorgehen der Reichs- und Landesregierungen in
dieser Richtung wird und muß die christliche Elternschaft
auf lebhafteste bezürhen und auf nachhaltige Unter-
stützung. Der Ausschuss der Elternratspräsidenten in Sachsen
und die kürzlich in Anwendung der Weisheit aller sächsischen
Kinder zum Religionsunterricht hat erneut bewiesen: Die
christliche Bevölkerung weiß, was sie will, sie wird nicht
ruhen und ruhen, bis ihr zuteil wird, was sie nach Recht
wegen für ihre Kinder beanspruchen darf: Christliche Schul-
erziehung!

Deutschnationale Schulungswoge.

Am Dienstag sprach Reichstagsabg. Reichert
über „Die neuen Handelsverträge“. Er be-
gründete die Haltung der Deutschnationalen beim deutsch-
spanischen Handelsvertrag, wo aus tatsächlichen Gründen
die Partei das Kabinett nicht im Stich lassen konnte,
und legte die Gründe dar, aus denen die Deutschnationalen
den Handelsvertrag mit Amerika und England zuge-
stimmt hätten. Nach kurzer Erörterung des deutsch-bel-
gischen Handelsvertrages wandte er sich zu den mit Frank-
reich und Polen schwebenden Verhandlungen, über deren
Abschluß er sich sehr pessimistisch äußerte. Schließlich
erörterte der Redner die programmatische Stellung seiner
Partei zu den Fragen des Außenhandels und erklärte,
„wir wünschen keine vorübergehende, sondern eine
dauernde Preisfestsetzung“. Auch verwahrte er die Partei
dagegen, daß sie handelspolitisch mit dem Schabel rasselte.
Der Redner stellte eine Reihe von Zeitgedanken zur Han-
delspolitik auf, die im Sinne seiner Ausführungen gel-
ten. In den Vertrag knüpfte sich eine rege Aus-
sprache, in deren Verlauf u. a. angeregt wurde, daß in
Zukunft die Gründe der deutschnationalen Ausschussmit-
glieder für ihre Haltung in Handelsvertragsberatungen
rechtzeitiger bekannt gegeben werden sollten. — Landrat
Dr. Gerike sprach über das Thema „Steuer- und
Finanzfragen“. Er schilderte die neuen Steuererlässe
in ihren Grundzügen und bemerkte grundrühlich, daß die
Deutschnationalen die wesentliche Herabsetzung der Ein-
kommensteuerrate begrüßt hätten. Einsehend verweilte der
Redner bei der Herabsetzung der Umsatzsteuer. Gerade die
Sozialdemokraten hätten leinzeit diese Steuer in ihrer
untraglichen Höhe festgesetzt. Bei der Biersteuer hätte
man der bayerischen Volkspartei entgegenkommen müssen,
damit nicht das ganze Steuertempromiß scheiterte. Der
Redner wies die den Deutschnationalen wegen ihrer Hal-
tung zu den Verbrauchssteuern gemachten Vorwürfe als
unberechtigt zurück und verteidigte schließlich auch die
vorläufige Regelung des Finanzausgleichs zwischen Reich
und Ländern. Auch an diesen Vortrag schloß sich eine längere
Aussprache, in der u. a. vom Landtagsabgeordneten
Dr. Kaufhold die Forderung erhoben wurde, die Einkom-
men- und Vermögenssteuern den Ländern zurückzugeben.
Weiter sprach Abg. Paul Becker über „Die Deutsch-
nationale Volkspartei und die Presse“, wobei er zunächst allgemeine Ausführungen über Wesen und

Bedeutung der deutschen Presse machte. Ein großer Mangel
sei das Fehlen eines großen deutschnationalen Partei-
organs in der Hauptstadt. Für eine große zentrale Partei-
zeitung fehlten aber heute die Mittel. In der Debatte
über diesen Vortrag forderte ein Redner aus Zwickau
tatsächliche Duldung mancher deutschnationaler Zeitungen in
bestimmten Fragen, um nicht Begünstigung in den Reihen
der Wähler zu schaffen.

Wie hoch sind die Löhne der Eisenbahner in Riela und Umgebung.

Es liegt in der Art des Eisenbahnbetriebes, daß sich die
öffentliche Meinung mehr für die Vorkommnisse im Eisen-
bahnbetrieb interessiert, als für irgend einen anderen Privat-
betrieb. Diese Neugierde trifft namentlich dann zu, wenn
die Eisenbahner Forderungen erheben, betreffs Erhöhung
der Löhne und Gehälter. Es kann man bei Besprächen be-
obachten, daß Nicht-Eisenbahner sich über das Einkommen
der Eisenbahner unterhalten, ohne auch nur eine Ahnung
zu haben, wie fürhlich das Einkommen der Eisenbahner ist.
Schreiber dieser Zeilen mußte gelegentlich feststellen, daß
selbst Arbeiter, die in der Privatindustrie beschäftigt sind,
in der Hoffnung leben, daß ein bei der Eisenbahn beschäf-
tigter Arbeiter von aller Not und Sorge erlöst, ein glänzen-
des Dasein hat. Heute kann noch festgehalten werden, daß
trotzdem noch sehr viel in der Privatindustrie beschäftigte
Arbeiter Gelüste machen, um bei der Eisenbahn eingestuft
zu werden. Diese Gelüster glauben, daß sie bei der
Eisenbahn neben gutem Lohn auch eine Lebensstellung er-
worben haben.

Wie sieht es nun mit dem Verdienst bei der Eisenbahn
aus? Ein Bahnunterhaltungsarbeiter wird nach Lohngruppe
VI des Lohntariffvertrages bezahlt. In Riela, Ostklasse
B mit 8 Prozent Ortslohnzulage, erhalten die Bahnunter-
haltungsarbeiter sowie die Güterbodenarbeiter, die über
24 Jahre alt sind, 51 Pfg. die Stunde. Alle im Betriebs-
dienst beschäftigten Arbeiter, wie Rangierarbeiter, Hilfs-
weldensarbeiter, Maschinenführer, Hilfskesselführer, Hilfs-
schaffner, Maschinenwupper, Kohlenläder usw., werden nach Lohn-
gruppe V bezahlt und erhalten einen Stundenlohn von
58 Pfg., dazu pro Tag 20 Pfg. Schichtzuschlag. Der Schicht-
zuschlag wird deshalb gewährt, weil diese Arbeiter keine
Leberstunden bezahlt erhalten. Alle Handwerker, mit Aus-
nahme der Vorarbeiter, werden nach Lohngruppe III bezahlt
und erhalten pro Stunde 65 Pfg. Die Drei Röhler, Zeit-
hain, Prießwitz, Pommach, kurz alle Orte um Riela
herum, sind in der Ostklasse C und D. Der Lohnunter-
schied von Ostklasse zu Ostklasse beträgt 1 Pfg. pro Stunde.
Alle die angeführten Orte erhalten die 8 Prozent Ortslohn-
zulage nicht. Vier beträgt der Lohn eines über 24 Jahre
alten Arbeiters in der Lohngruppe VII 44 Pfg., Lohngruppe
VI 48 Pfg., Lohngruppe V 48 Pfg., Lohngruppe III, also
der Lohn der Handwerker, 58 Pfg. Zu den aufgezählten
Löhnen wird den verheirateten Arbeitern ein Frauen-
und Kinderzuschlag von je 8 Pfg. pro Stunde bezahlt. Bei den
Lohnverhandlungen erklärte die Hauptverwaltung, daß in
Ostklassen, wozu alle die aufgezählten Orte gehören, der Lohn
der Eisenbahner genau so hoch sei, als der Lohn in der
Privatindustrie. Eine Feststellung beweist, wie unzutreffend
diese Behauptungen der Hauptverwaltung der Eisenbahn
sind.

Wie sieht es nun mit der sogenannten Lebensstellung
bei der Eisenbahn aus? In der Bahnunterhaltung werden
heute Zeit- und Ausschichtarbeiter eingestellt. Die Zeit-
arbeiter sollen nicht über 6 Monate und die Ausschichtarbeiter
nicht über 6 Wochen beschäftigt werden. In diese vorge-
schriebene Zeit um, so wird den Zeitarbeitern, die eine
lebensdienliche Kündigung haben, gekündigt und sie dann als
Ausschichtarbeiter weiter beschäftigt. Die Ausschichtarbeiter
haben einjährige Kündigung und können jederzeit entlassen
werden. Seit im Winter der Frost ein, so entläßt die Eisen-

bahn sofort alle Zeit- und Ausschichtarbeiter und gibt sie
dem Elend preis. Dabei wird dann noch auf ein Vorhalt
gemacht, daß die Leute ja Arbeitslosenunterstützung be-
ziehen. Zusammenfassend muß doch gesagt werden, daß ein
schlechteres Arbeitsverhältnis wohl kaum irgendwo besteht.
Wir raten ihnen in der Privatindustrie beschäftigten Ar-
beiter, sich ja reichlich zu überlegen, ob er unter diesen Be-
dingungen noch gemillt ist, bei der Eisenbahn in ein Arbeits-
verhältnis einzutreten!

Nun wird mancher Arbeiter denken, daß ja ein Eisen-
bahner später Beamter werden kann und daß er dann weit
mehr verdient. Die Ausschicht, Beamter zu werden, sind
so, daß bald alle Leute im Eisenbahndienst beschäftigten Ar-
beiter die Hoffnung, Beamter zu werden, aufgegeben haben.
Wieviel verdient nun ein Beamter in Riela? Das
Groß der Beamten wird nach der Besoldungsgruppe III
bezahlt. Ein lediger Beamter hat in der Besoldungsgruppe
III ein Anfangsgehalt von monatlich 118,50 Mark, nach 10
Beamtenjahren erreicht der Beamte das Höchstgehalt, was
sage und schreibt 138 Mark beträgt. Ein Beamter, der
verheiratet ist, erhält pro Monat 12 Mark mehr als Frauen-
zuschlag, 18 Mark für ein Kind unter 8 Jahren und 20 Mark
für ein Kind bis 20 Jahre. In Stundenlohn umgerechnet,
erhält ein lediger Beamter 50 Pfg. pro Stunde im Anfangs-
gehalt und 62 Pfg. pro Stunde im Endgehalt. Da sich auch
die Gehälter nach Ostklassen abteilen, erhalten die Beamten,
die in der Ostklasse C, D und E beschäftigt werden, ent-
sprechend weniger. Auch für die Beamten hat der letzte
Reichstag eine Gehaltserhöhung abgelehnt. Bei den stati-
gefunden Lohnverhandlungen erklärte der Vorsitzende der
Verhandlungskommission, daß die Reichsbahnverwaltung
durch ihre Rücksichtlosigkeit und Hartnäckigkeit angesichts
der großen Notlage ihres Personals kein Denkmal der
Schande errichtet habe. Mit der Erklärung kann es, nach-
dem sich auch noch ein Schlichter gefunden hat, der durch
Schlichtspruch jede allgemeine Lohnerhöhung abgelehnt hat,
nicht bewenden. Die Eisenbahner werden, gezwungen durch
die Not, weiter kämpfen müssen. Diese Zeilen sollen dazu
beitragen, die Öffentlichkeit über die wirkliche Not der
Eisenbahner aufzuklären.

Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands, Ostgruppe Riela.

Die Kosten des polnischen Militarismus.

Nach den bisherigen Berechnungen kosten die Mandrier
bei Thorn und Brodn gegen 1,5 Millionen Mark, von denen
500 000 Mark auf Transportkosten entfallen. Die prunk-
vollen Empfänge der ausländischen Militärs sowie die
Kosten für die Mandrier von Brodn sind dabei nicht mit-
eingerechnet. Es sei hier daran erinnert, daß der Voran-
schlag für den Unterhalt eines stehenden Heeres von Polen
— 300 000 Mann — 800 Millionen Mark beträgt, also eben-
soviel, wie der Sachverständige Henning für das gesamte
Budget des polnischen Staates aufgestellt hat. Das gegen-
wärtige Budget des polnischen Militärs ist aber ein
Drittel des Gesamtbudgets ausmacht. Zu dem Gedan-
ken eines Abbaues des polnischen Militarismus ringt sich
schließlich auch die polnische linksgerichtete Presse durch.
So schreibt die Krakauer „Naprzód“: „Mit eiserner Konse-
quenz tritt und die Wahrheit vor Augen, daß man endlich
eine Einschränkung der Hauptausgaben für das Heer her-
beiführen muß. Die Armee muß unbedingt reduziert
werden, obwohl die Verteidigungskraft des polnischen Staates
nicht berührt werden darf. Das Friedenskontingent
der Armee von 300 000 Mann muß auf 100 000 reduziert
werden, denn Polen ist nicht in der Lage, sich den Luxus
eines Friedensheeres von 300 000 Mann zu gestatten. Es
ist viel zweckmäßiger, alljährlich Ersatzreserven zu einer
schwierigen Ausbildung einzuberufen. In diesem Schritt
muß man sich möglichst bald und rasch entschließen.“

Hilba Wangen brannten, in ihren sonst so sanften
Augen leuchte ein starkes Licht.

Sie war in diesem Augenblick schöner als je, reifer,
leidenschaftlicher.

Das noch halb kindliche Mädchen war zum Weib
emporgewachsen in diesen Tagen voll Sorge, Angst und
Gruen.

Unweit von den beiden raschelte etwas. Es klang, als
ob dort auf dem schmalen Wege jemand ginge.

Im selben Moment tauchte auch schon über dem Busch-
werk, das die Wege trennte, ein blaues Männergesicht
auf, zwei dunkle Augen hielten eindringlich auf dem
Anlig Hilba Wentheims. Sie hob den Blick und sah gerade
in diese zwingenden Augen.

Mit einem unterdrückten Schrei fuhr sie zurück. Drüben
rauschten die Büsche auf. Der Kopf des Mannes tauchte
unter; sein Schritt verklang.

Erich Günther zog das Mädchen rascher fort. Er hatte
sich sofort den Fremden erkannt, der früher vor der Bank
gesteht hatte.

Und wieder beschlich ihn das Gefühl des Grauens,
der Abneigung gegen diesen Unbekannten, eine Empfin-
dung, die sich bei jedem neuen Zusammentreffen verstärkte.

„Dah nur,“ sagte er beruhigend zu Hilba, „es war ja
nichts! Ein Fremder.“

„Rein“ — sie schüttelte den feinen Kopf — „kein Frem-
der. Ich habe ihn schon gesehen, ich kenne ihn. Er war
auch da — damals, in dem hellen sonnenbeschleuchteten
Zimmer, als die schöne, junge Frau sich über mich beugte.
Aber er war ganz anders damals: so jung, so dunkel
das Haar — und die Augen — die Augen.“

Sie suchte nach Worten. Die alten Erinnerungen und
die neuen Eindrücke, alles verband sich miteinander, über-
stürzte sich, wurde in ihrem brennenden Kopf zu einem
wirren Chaos.

„Da,“ sagte Erich, „da ist die Bank. Wirst du dich
nicht eine Minute ausraufen?“

Sie standen nun schon fast vor der Bank. Ein starkes
Goldrot glühte am Himmel und warf einen hellen Schein
über den Platz unter dem alten Baum und über das
Herz, das einst einer in selbiger Stunde da eingeschritten.

Rosig leuchtete der Name herab auf Hilba Wentheim.
Um den Namen aber schlang sich ein frischer Kranz blauer
Freiwilligen und dunkler, ernster Feuers.

Und Blumen lagen zu Füßen des Baumes, Blumen
auf der Bank, Blumen auf dem Wege. Es war, als hätte
hier jemand eine Erinnerungsfeier gehalten.

Hilba Wentheim legte sich nicht. Sanft löste sich
ihre Hand aus der Erichs, dann kniete sie hin, wie man vor
einem Heiligenbild kniet.

„Mutter!“ rief sie, „Mutter, du hast ja auch alles
hingegen für dein Leben! Hilf mir, Mutter! Um
Gotteswillen, hilf mir!“

Der Wind ging mit leiserem Raunen durch die Äste
und hob das Ende der Blütenranke; in goldenem Glanze
leuchtete der Name herab auf das Kind, welches sich mit
seinem Weib zur Mutter schichten wollte.

Zur Mutter, die bereit hier an dieser Stelle ihr
junges Glück gefunden hatte, dieses süße, heiße Glück,
welches die Menschen Sünde nannten.

Mit ältlichen Gliedern erhob sich Hilba Wentheim
und schritt jetzt rascher neben Erich dem Schlosse zu. Und
hinter ihr verlor in dem schnell eintretenden, frühen
Dämmerlicht die Stelle, wo einst zwei junge Herzen
heiß aneinanderschlügen, wo Lucie von Frensdorf den
kurzen Traum ihrer Jugend geträumt hatte.

7. Kapitel.

Die Spuren verfolgend.

Die kleine Villa, welche der pensionierte Oberst von
Kirchbach bewohnte, lag ganz einsam an der Fabrikstraße
gegen Heidenheim zu, knapp am Rande des Waldes, der
sich hinter dem zierlichen Häuschen gegen den Höhenrücken
hingog.

Seit langen Jahren war das Haus Eigentum des
alten Herrn.

Als er sich, noch im besten Mannesalter stehend,
seines schlimmen Blickleidens wegen pensionieren lassen
musste, hatte es ihn nicht mehr draußen in der Welt ge-
lassen.

Er war verbittert und unglücklich, denn für ihn war
der Beruf das erste im Leben gewesen, und er entbehrte ihn
schwer.

Es traf sich, daß sein Schwiegersohn, der Ingenieur
Max Günther, an Stelle einer großen Schuld die Fabrik
nächst Heidenheim übernehmen mußte.

Da war es nur natürlich, daß der Oberst in die
Rähe seiner ältesten Tochter zog.

Hier war auch Julie von Kirchbach herangewachsen,
hier hatte sie ihre Jugendjahre verträumt.

Ihr ganzes Leben hatte sich fast nur hier abgespielt.
Außer Käthe verlor sie keine Freundin.

Julie war keine anspruchsvolle Natur und verlangte
wenig Gesellschaft.

Den Freuden, welchen andere Mädchen zustrebten,
Tanzen, Sport, oder Umgang mit Gleichaltrigen, ging
sie eher aus dem Wege, als daß sie diese suchte.

Zwischen ihrem Vater und Max Günther lebte sie
ihr nach außen so stilles Leben. Aber sie schien zufrieden.
War sie es wirklich gewesen, oder hatte sie nur den
Schein erwecken wollen, es zu sein?

Ueber diese Frage sann Käthe eifrig nach, als sie jetzt
am späten Abend allein in dem Mädchenstübchen Julies
saß. Es war eine helle, klare Mondnacht, wie der Herbst
sie in unserer Gegend häufig mit sich bringt.

Der kleine Garten vor dem Fenster stand in einem
beinahe märchenhaften Glanze; wie seiner Silberregen
hing sich das Licht an Äst und Zweig, die Höhenkuppen
lagen in feierlicher Heile.

Der Wind hatte sich gelegt, nur sein lechter Atem
stirrte manchmal in einem jähen Aufrauschen der Büsche
durch die Nacht, wie die Seufzer eines schlafenden Kindes.

Das Zimmer Julies lag im oberen Stockwerk des
im Schwiegersohn erbauten Hauses.

Die angrenzenden Räume waren von jeher sehr wenig
benutzt worden und dienten nur Aufbewahrungszwecken.

Hier wurden Kleider, Obst und Borräte aller Art
verwahrt.

Der alte Oberst hatte häufig den Wunsch ausge-
sprochen, Julie möge lieber eins der unteren Zimmer be-
ziehen, in der Nähe seines eigenen Schlafzimmers.

Aber in dieser Beziehung hatte Julie einen eigenen
Starrsinn gezeigt.

Sie liebte überhaupt die Einsamkeit mit einer bei
jungen Menschen sehr seltenen Leidenschaftlichkeit, und
wenn sie nicht um ihren Vater bemüht war oder in Gün-
thers Hause nach dem Rechte sah, sah sie am liebsten still
hier oben in ihrem Zimmerchen, lesend oder eine der
feinen Handarbeiten vornehmend, die sie alle selbst erfannt
und nach selbstentworfenen Mustern ausführte.

Auch ihre Blumen hatte sie hier oben an die nach
Süden gerichteten Fenster gestellt, wo sie prächtig geblühen.
Sie hatte viel Liebe und eine sehr geschickte Hand für
die Pflege dieser garten Lieblichen des Lichtes.

Im bunten, farbenfreudigen Glanze fanden sie
überall umher, auf Fensterbrettern und Stölkchen.

Unwillkürlich sah Käthe immer wieder hin nach der
leuchtenden Pracht.

Es ging ein wohlthuender Friede, eine große, stille
Ruhe aus von all den weißen und farbigen Kelchen und
den schöngehaltenen Blattpflanzen, auf denen heute aller-
dings schon eine leichte Schicht Staub lag.

Käthe hob das kleine Mädchen. Ein leiser Duft
wehte sie an — ein schwächer, süßer Geruch.

Hatte Julie denn hier auch Hyazinthen gezogen?
Aber Käthe verlor sich nicht, sondern sah deutlich, daß Julie
von jeher eine stark ausgeprägte Abneigung gegen eben
diese Blumen gehabt hatte, eine Abneigung, welche sie oft
kaum überwinden konnte. Der Geruch machte sie unruhig
und aufgeregter, hatte sie wiederholt geäußert.

Rein, Julie von Kirchbach hatte ganz bestimmt nie-
mals selbst Hyazinthen gezogen.

Und doch — der Duft war da. Er war unverkennbar
und so stark, daß Käthe es gar nicht begriff, daß sie ihn
nicht augenblicklich gemerkt hätte.

Das junge Mädchen nahm mit einem tiefen Seufzer
die Schlüssel zu all den Kästen und Laden des Zimmers,
welche vereint zu einem Bunde, vor ihr auf der dunklen,
glänzenden Schreibplatte lagen.

Der alte Oberst hatte sie ihr gegeben, dem Wunsche
ihres Vaters entsprechend.

„Hier, liebes Kind,“ hatte er gesagt, „sehen Sie doch
diesen einmal alles nach!“

Geheimnisse dürfte Julie kaum gehabt haben, und
vielleicht finden Sie doch einen Anhaltspunkt, eine Er-
klärung für den mehr als seltsamen Umstand, daß mein
armes Kind in rauher, regnerischer Herbstnacht mutter-
festenallein, in leichter Bekleidung, am Abend vor ihrer
Hochzeit das Fest verließ und im Forste planlos umherirrte.
Wehr als alles andere quälte mich der Gedanke, daß
Julie das Opfer eines teuflischen Verbrechens geworden
sein könnte.

Der alte Rat Stegmann besteht ja auch auf seiner
Meinung, daß mehr Menschen auf der Brücke gewesen
seien.

Und dann das Haar, das lange, goldrote Haar zwischen
Julies Fingern! Kind, es wäre ein Verdienst, wenn jemand
hier Herdheit schaffen würde!“

(Fortsetzung folgt.)